



SERIE

Dogon-Dorf in den Klippen von Bandiagara (Mali): Jahrhundertlang allen Eindringlingen getrotzt

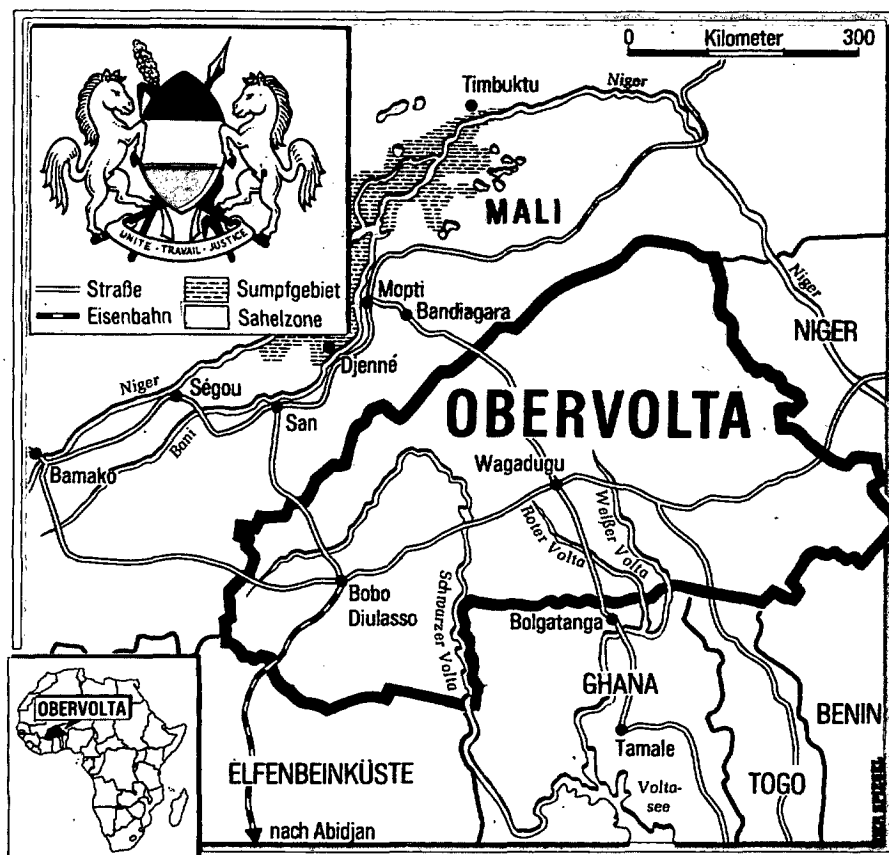
Die lange Nacht der Kinder Afrikas

Schwarzafrika nach zwei Jahrzehnten Unabhängigkeit (V) / Von SPIEGEL-Redakteur Gunar Ortlepp

Im Winter, wenn von der Sahara her der Harmattan bläst und die Temperaturen sinken, kommen aus Dakar und Abidjan die goldenen Horden von Neckermann und fallen ein in die ehrwürdigen islamischen Städte Mopti, Djenné und Timbuktu. Und gewöhnlich machen sie dann einen Abstecher ins Land der Dogon, deren pittoreske Dörfer, in den schroffen Absturz der Klippen von Bandiagara hineingebaut, man unbedingt gesehen und fotografiert haben muß.

Die Dogon, die auf ihrem Sandstein-Plateau südwestlich des großen Niger-Bogens jahrhundertlang allen Eindringlingen getrotzt und die alten animistischen Traditionen bewahrt haben, sind berühmte Leute. Berühmt vor allem sind ihre Maskentänze, in denen sie, mit waghalsig hohem hölzernem Kopfputz, noch heute die Geister der Ahnen beschwören, wie es das Brauchtum verlangt.

Aber auch Dogonland; so klagen die Völkerkundler, ist nicht mehr das, was es einmal war. Nicht nur, daß seine Bauern zum großen Teil nun doch Moslems geworden sind (was freilich noch lange kein Grund ist, dem Glauben der Väter die Treue zu brechen): Vieles andere dazu hat sich verändert



in dieser einst so isolierten, statischen, selbstgenügsam-intakten Welt.

Da ist die Geldwirtschaft, die Bedürfnisse weckt, ohne sie befriedigen zu können, und da der neue Staat, der seine Forderungen stellt. Da sind steigender Bevölkerungsdruck und bedrohliche Landknappheit, so daß die Jungen weitaus bereitwilliger als vor ein, zwei Generationen aus der Heimat abwandern, nach Obervolta hinüber, oder als Saisonarbeiter zu den Reisfeldern der Niger-Sümpfe, oder gleich nach Bamako und Abidjan.

Und da sind außerdem, von den winterlichen Touristen-Invasionen ganz ab-

schen Mitte Juni und Anfang Oktober waschen die Krume mit sich fort und hinterlassen Erosion. In den langen Monaten der Trockenzeit hingegen fehlt es an Wasser, und die Felder welken dahin zu sahelischer Dürre.

Um hier Abhilfe zu schaffen, um diese extremen Schwankungen der Niederschläge auszugleichen, baut unter anderem die Gesellschaft für Technische Zusammenarbeit Dämme für Dogonland — Bewässerungsspeicher, die zur Regenzeit das Wasser im weitverzweigten Netz der größeren und kleineren Flußläufe aufstauen und in den trockenen Monaten zwischen November und Februar eine zweite Vegetationsperiode für Gartenkulturen wie Tomaten, Pfefferschoten, Bohnen und die als aromatisch hochgeschätzten Dogon-Zwiebeln ermöglichen.

Auch mit der Viehzucht, erläutert Rolf Steingruber von der Deutschen Gesellschaft für Technische Zusammenarbeit (GTZ), gehe es dank der besseren Wasserverhältnisse sichtbar aufwärts im Land der Ackerbauern: Eine „deutliche Konzentration von Vieh sogar in der Trockenphase“ sei erkennbar, allerdings zugleich eine zunehmende Erosion durch Überweidung.

Seit 1973 nun schon arbeitet der österreichische Wasserbau-Ingenieur Steingruber mit seinem Team am umweltverändernden Projekt der Sperren von „einfacher, robuster Technologie und sofort begreifbarer Mechanik“, und er will, wie er sagt, noch eine ganze Weile bleiben, weil er überhaupt nichts hält von „diesen kurzfristigen Planungen“.

„Unserer Entwicklungshilfe“, sagt Steingruber, „fehlt es meist an Kontinuität. Es fehlen Leute mit langer Erfahrung.“

Man braucht viel Zeit, um sich einzuleben und einzuarbeiten, um die Menschen zu verstehen, mit deren Mentalität und Lebensart unsere technischen Maßnahmen ja irgendwie in Einklang gebracht werden müssen. Man braucht Jahre, um zu erkennen, welche Auswirkungen zum Beispiel unsere Staudämme auf die ländliche Bevölkerung und ihre Umwelt haben.“

Steingruber hat einiges dazugelernt in all den Jahren, auch sein Entwicklungsprojekt hat sich währenddessen weiterentwickelt. „Ursprünglich“, erläutert er, „war unsere Aufgabe strikt technischer Art. Aber mit dem Bau



Dogon-Tänzer: Treue zu den Ahnen

gesehen, die neuen Toubabs, die das Land entwickeln und seine widerspenstige Natur durch technischen Eingriff regulieren wollen, zum Segen der Ackerbauern und zum besseren Gedeih von Hirse und Fonio, von Baumwolle, Erdnüssen und Reis.

Denn schwere Probleme haben die Dogon auf ihrem Plateau der intensiv genutzten Anbauflächen. Ihre Böden, die früher fünf bis sechs oder auch zehn Jahre zur Regenerierung brachliegen konnten, sind durch die inzwischen viel kürzeren Ernte-Zyklen ausgelaugt. Die außerordentlich heftigen und stürmisch abfließenden Niederschläge zwi-

Die nächste Veranstaltung unseres Trainee-Programms „Unternehmenslehre für Führungskräfte aus Technik und Naturwissenschaft“:

Grundfragen der Wirtschaft und Gesellschaft in den 80er Jahren

Die wichtigsten Rechtsgebiete im Geschäftsablauf der Unternehmen

Mittwoch, 18. Februar 1981 bis

Freitag, 20. Februar 1981, jeweils 9.00 - 17.00 Uhr

Teilnahmegebühr: DM 1200,—



HAUS DER TECHNIK

Hollestraße 1 - 4300 Essen 1

Anmeldungen und Rückfragen:

Tel. 0201 / 1803-272

Studiosus Studienreisen

Indien/China

Studiosus zählt zu den Indienreiseveranstaltern, die größten Wert auf eine ausführliche Reiseroute und ein intensives Verstehen des Vielvölkerstaats legen. Nicht zuletzt deshalb zählen wir seit 1965 zu den erfahrensten Indienveranstaltern.

Indien - Nepal - (Kaschmir), 23 Tage.
Delhi - Jaipur - Sanchi - Bombay - Mysore - Madras - Puri - Konarak - Kalkutta - Benares - Katmandu - Khajurako - Agra - Amritsar - Srinagar sind nur einige wichtige Stationen dieser Reise, die für Sie unvergeßlich sein wird. **5690,-**

Termine: 28. 3., 4. 4., 4. 7., 1. 8., 12. 9., 17. 10. und weitere

Nordindien - Nepal - Kaschmir, 16 Tage **4490,-**
Termine: 11. 4., 1. 7., 5. 8., 30. 9., 19. 12.

Südindien - Ceylon, 16 Tage **3990,-**
Termine: 11. 4., 1. 7., 5. 8., 30. 9., 19. 12.

Volksrepublik China, ab **3990,-**
57 Termine von Febr.-Dez.

Kataloge, Information und Buchung für viele weitere, ausführliche Fern-Studienreisen und Studienreisen „Europa-Mittelmeer“ in Ihrem Reisebüro oder bei

Studiosus Studienreisen

Postf. 20 22 04, 8000 München 2.

Tel. 089/5 23 80



Bilharziöse-Bekämpfung in Dogonland*: „Ich pisse Rotwein, Monsieur“

von Dämmen allein ist es eben nicht getan. Inzwischen sind wir auf dem Weg zum integrierten landwirtschaftlichen Programm. Wir haben jetzt einen Fischzucht-Experten vom Peace Corps hinzugezogen. Kürzlich ist ein Agronom eingetroffen. Seit einem Jahr arbeitet ein Arzt mit uns. Und es gäbe noch mehr zu tun: Dringend nötig wäre die Instandsetzung des miserablen Wegenetzes, der Aufbau von Kooperativen zur rationellen Vermarktung der Verkaufsfrüchte.“

Doch fürs erste ist der Österreicher sehr angetan von seinem Werk — „und unsere Dogon-Bauern“, versichert er, „sind es auch“.

*

Des Morgens stieg der GTZ-Arzt Hermes Vallejos Rojas mit seinen zwei jungen Gehilfen vom Peace Corps in den Landrover, und sie überquerten die Brücke am Yame, an dessen Ufersteinen die Frauen ihre Wäsche schrubbten, ließen Bandiagara hinter sich und rumpelten auf tiefgefurchter Piste durch die Landschaft der Lateritauswaschungen, phantastischen Felsformationen und Hirsefelder hinaus auf die Dörfer, wo schon die Kinder warteten.

Nackt, mit prallen Fehlernährungs-Bäuchen, ein jedes das Plastiksäckchen voll gelben, rötlichen, roten Urins in der Hand, standen sie in langer Schlange und traten eins nach dem anderen auf die Waage, und während Monica und Dave die Gewichte notierten, ver-

abreichte der Doktor seine Wunderpillen.

Für den sanften Mediziner aus Chile, der nach dem Pinochet-Putsch von 1973 in Deutschland Zuflucht gefunden hatte, war die verschlafene Welt von Bandiagara eine neue große Fremde und um so schwerer zu ertragen, als oft wochenlang keine Post kam von der Familie aus Berlin.

Doch zum Grübeln blieb ihm tagsüber wenig Muße, wenn er über Land fuhr oder im Ambulatorium vor den Urin- und Stuhlproben saß. Vallejos Rojas war im ganzen Kreis Bandiagara mit seinen 160 000 Einwohnern der einzige Arzt. Er kümmerte sich nach Kräften um den Aufbau eines Basis-Gesundheitsdienstes und die Ausbildung von Hebammen und Dorfsanitätern. Die meiste Zeit aber widmete er der Erforschung und Bekämpfung jenes Übels, das, wie er gebührend vorsichtig formulierte, „mit den Dämmen zweifellos in Zusammenhang steht“.

Denn seit Dogonland mehr (stehendes) Wasser hat, breitet sich die Bilharziöse aus. Sie kommt aus den Reisfeldern der Stauseen, aus den idyllisch stillen Gewässern blockierter Flußläufe, wo die Kinder planschen und ihre Kalebassen vollschöpfen für die klei-



Wasserlauf in Dogonland: „Der Teufelskreis ist nicht zu durchbrechen“

* 2. v. r.: GTZ-Arzt Vallejos Rojas.

nen Zwiebelgärten oben am Ufer; sie kommt aus den paradiesischen Weihern voller Seerosen, unter deren Blättern die winzigen *Biumphalaria*-Schnecken kleben und die noch winzigeren Schwanzlarven der *Schistosoma*-Würmchen beherbergen, die diese Krankheit erregen.

Sie bohren sich durch die Haut des menschlichen Körpers und entwickeln sich zu geschlechtsreifen Würmern, die mit dem Blut in die Binde- und Drüsengewebe, in Darm, Leber und Blase schwimmen und dort ihre Eier ablegen. Die Eier werden zum Teil mit Kot und Harn wieder ausgeschieden, und sobald sie ins Wasser gelangen, entschlüpfen ihnen Wimperlarven und suchen sich ihre Wirts-Schnecken, in denen sie sich zu Zerkarien entwickeln,

schnittlich 70, in einigen Dörfern von 90 bis 95 Prozent. Die gleichen Zahlen galten ebenso für Gemeinden ohne Damm, deren natürliche Umwelt jedoch den Stau-Gebieten ähnelte.

„Besonders betroffen“, erklärte Vallejos, „sind Kinder zwischen sechs und 15. Danach sinken die Frequenzen. Bei Menschen über 60 ist sie kaum höher als 25 Prozent — einmal deshalb, weil der Organismus mit der Zeit vielfach Resistenzen gegen den Parasiten erzeugt; und zum anderen wohl auch, weil ältere Leute mit dem verseuchten Wasser nicht mehr so oft in Berührung kommen.“

Um die Kinder vor allem ging es dem Doktor. Sie kamen zu ihm und sagten: „Ich pisse jetzt auch Rotwein, Monsieur.“ Die Kinder waren der Seu-

Eier ab, so daß der Patient kuriert war, bis zur nächsten Ansteckung. Und dieser Teufelskreis war nicht zu durchbrechen.

„Man müßte beim Dämmebau von Anfang an die Gefahren einkalkulieren. Man müßte Umzäunungen errichten, so daß die Menschen mit dem Wasser nicht in Berührung kommen. Man müßte die Wasserstellen manuell besprühen. Man müßte überhaupt die Bewässerungs-Systeme verbessern, Irrigations-Kanäle anlegen. Und vor allem: Aufklärung wäre nötig, mehr Aufklärung, mehr ausgebildete Leute, die das Risiko erkennen, die aufklären können. Man müßte die Verhaltensweisen der Menschen ändern. Aber den Jungen möchte ich erleben, der nicht ins Wasser pißt.“



Deutsches Dammbau-Projekt in Dogonland: „Wer den Segen will, muß den Fluch in Kauf nehmen“

und wenn die dann wiederum die Haut eines Menschen durchdringen, ist der Infektions-Zyklus geschlossen.

Nach der Inkubation kommt es zu Gewebsentzündungen, Blutungen, Wucherungen, die körperliche Leistungsfähigkeit vermindert sich. Hauptsymptome der Darmbilharziose sind Diarrhöen und Bauchschmerzen, in einem sehr späten Stadium ist Leberzirrhose möglich. Bei Blasenbilharziose kann es als Spätfolge zu Niereninsuffizienz, Blasenentzündungen und Zerstörungen der Harnwege kommen.

In den zwei der acht Arrondissements des Kreises Bandiagara, in denen Vallejos seine Begleit-Untersuchungen zu den Dammbau-Projekten der GTZ durchführte, fand er eine Bilharziose-Prävalenz mit Werten von durch-

che um so hilfloser ausgeliefert, als ihre Körper nicht genügend Abwehrkräfte zu mobilisieren vermochten.

„In allen Dogon-Dörfern gibt es Unter- und Fehlernährung. Die Bauern essen traditionsgemäß ihre Hirse, alles andere geht auf den Markt: der Reis, die Zwiebeln, die Eier, das Fleisch. Also fehlt es den Kindern an Eisen und Proteinen, und das hemmt das Wachstum und die geistige Entwicklung, es schädigt Leib und Gehirn. Alle meine Bilharziose-Kinder sind klinisch anämisch. Und Anämie begünstigt jede Infektion.“

Viel ließ sich nicht dagegen tun. Der Doktor fuhr auf die Dörfer und verteilte seine Bayer-Tabletten gegen Harnbilharziose. Die Pillen töteten die

Wir tranken vorm GTZ-Quartier unser abendliches Somalibo-Bräu und sahen den Kröten zu, die im Kreis um die zischende Gasflaschen-Lampe herum auf dem Beton hockten und auf ihre Mücken warteten.

Der Doktor wirkte deprimiert, er hatte lange keine Post aus Deutschland bekommen. „Es ist alles ganz einfach“, sagte er. „Wer den Segen des Wassers genießt, muß seinen Fluch mit in Kauf nehmen.“

*

Ein paar Sandstraßen weiter wohnte der New Yorker Agronom Dan von USAID. Er residierte in einem blauen Salon unter Kronleuchtern, zwischen goldumrahmten Spiegeln und phantastisch zusammengewürfelten Polster-

garnituren, und draußen im Garten im schlammigen Bassin dösten mit aufgerissenen Schlünden seine zwei Krokodile.

Dan war ein Auserwählter. Er verfügte über einen Generator, der viel Licht produzierte und die belebende Kälte dazu, und wenn des Abends in der Finsternis sein Haus erstrahlte, kamen auf ihren Suzukis die jungen Leute vom Peace Corps, um sich abzukühlen nach dem heißen Tag und Schutz zu suchen vor der Trostlosigkeit.

Die puritanischen Twens mit dem Sternenbanner im Herzen litten sehr in

zuviel zugemutet mit diesem Afrika, auf ihre Eltern hätte sie hören sollen. Demnächst mußte sie für anderthalb Jahre „hinaus in den Busch“, zum Gesundheitsdienst in ein Dispensaire, ihr graute davor.

Monica, das Mädchen von Women's Lib, war ins Land gekommen, um das Leben der Frauen Malis zu verbessern. Jetzt graute ihr vor den dörflichen Männerwelten von Moslems und Animisten, die ihren Frauen kein anderes Recht zubilligten als schwer zu arbeiten, mit schwangeren Bäuchen, aus denen Jahr für Jahr neue Kinder kamen,

elf Kinder machten ihm das öde Dasein nicht leichter.

„Es gibt nichts zu tun. Man langweilt sich. Man trinkt einen Schluck und plaudert ein bißchen, so vergehen die Tage“, sagte er und trank sein Somalibo. Mit dem Nüchternheitsgebot des Propheten nahm man's hier nicht so genau.

Der Kommissar hatte mir das Visum verlängert, und ich hatte ihm einen Hammel ins Kommissariat gezerzt. Wir saßen schläfrig auf der Terrasse des Campement und ließen die Zeit verstreichen. Drüben am Fluß schrien die



Kreisstadt Bandiagara in Dogonland: Ein einziger Arzt für 160 000 Menschen

diesem Dogonland, unter seinen Wahnsinns-Temperaturen von 40 Grad Celsius und darüber, unter seinen heimtückischen Mücken, deren nächtliches Sirren allein einen schon um den Verstand bringen konnte, unter seinen Menschen, die sich zu nichts bewegen ließen.

Mit hohen Idealen und großen Erwartungen waren sie herbeigeeilt, vom Campus weg, aus Neuengland und Kalifornien, um „Basic Needs“ zu befriedigen, um den Armen und Elenden zu einem menschenwürdigeren Dasein zu verhelfen.

Doch nun hingen sie herum und wußten nicht so recht, was sie eigentlich hier sollten mit ihren vagen Vorstellungen von Entwicklungshilfe. Denn sie waren ja keine Profis wie die Deutschen in der Nachbarschaft, und purer guter Wille ohne Sachverstand, so viel begannen sie schon zu ahnen, bewirkte weniger als wenig im großen Laissez-faire.

Nach sechs Monaten Mali war die Jurastudentin Monica aus Ohio, die gegenwärtig beim GTZ-Doktor aushalf, gründlich desillusioniert und am Abgrund der Verzweiflung. Sie hatte sich

und weiter zu schuften mit dem Baby auf dem Buckel, bis zur nächsten Geburt.

So saßen sie abends in Dans Kitsch-Palast und trösteten sich in ihrem Jammer. Bisweilen kamen die Männer von der GTZ herüber, weil Dans Kühlschrank funktionierte und das Bier eiskalt war. Aber zwischen der Mentalität der Amis und der Krauts von Bandiagara lag ein großer Atlantik. Die Deutschen verhöhnten insgeheim die amerikanische Weltfremdheit, den Amerikanern war die deutsche Kaltschnäuzigkeit zuwider.

Sie lebten, ein jeder etwas überhitzt und sonnenstichig verdreht, in dieser friedlichen Welt der schwarzen Obmows, ganz am Rande, etwa so ethnisch getrennt wie die einheimischen Dogon und Peul, und wenn sie etwas vereinte, so war es einzig das Gefühl einer tiefen Frustration.

*

Auch der Polizeikommissar von Bandiagara war ein sehr resignierter Mann. Sein Vorposten in der Fünften Region fern von Bamako war die reinste Verbannung, und die quengelnden

Kuhreiber, die in weißen Schwärmen im Geäst der Bäume hingen.

Es gab aber noch eine andere Quelle in Bandiagara, die zur nachmittäglichen Runde des Kommissars gehörte, und deshalb rappelten wir uns nach einer Weile auf und fuhren durchs Wäldchen den Hügel hinunter und über die Brücke zur Herberge Mamadou.

Mamadou hockte mit seinem Transistorradio im Hof und genehmigte sich einen Whisky, mit Bier gemischt. Er konnte das vertragen als alter Frontkämpfer. 16 Jahre hatte er in der französischen Armee gedient, jetzt kam jeden Monat die Rente aus Paris, wie sie jedem „Ancien combattant“ der einstigen westafrikanischen Truppen zustand — und vermutlich würde sie auch noch kommen, wenn Mamadou längst im Grab lag, weil man einfach verschwitzen würde, die Französische Republik von seinem Ableben zu benachrichtigen.

Wir becherten in die Dämmerstunde hinein und dann weiter im Schein der Petroleumlampen, und Mamadou erzählte. Er war ein Geschichtenerzähler vom aussterbenden Schlag der berühm-

ten Griots, der Barden und Chronisten Malis. Er erzählte vom Zweiten Weltkrieg, dröle de guerre.

Normandie und Monte Cassino und ein Jahr deutsche Gefangenschaft bei Dresden: Mamadou konnte sagen, er war dabeigewesen, überall. Er hatte damals vor Tobruk im Hinterhalt gelegen, als Rommel aufrecht in seinem Panzerspähwagen an ihm vorüberfuhr, direkt vor seiner Flinte — aber um nichts in der Welt hätte er ihn wegputzen können, weil: Der Wüstenfuchs war „un grand soldat“.

„Und Hitler“, fragte Mamadou, „glaubst du wirklich, daß er tot ist? Hitler ist nicht tot. Er hat sich in eine Fliege verwandelt, und dann in einen Vogel, und danach in einen Hund. So ist es, mon frère. Hitler ist ein kleiner brauner Hund mit spitzen Ohren und bellt den Mond an.“

Wir blinzelten uns zu und lachten und schüttelten uns zwischendurch viele Male die Hand, und als ich mich endlich zum Aufbruch entschloß, verabschiedeten wir uns mit vielen schmatzenden Küssen, denn es war mein letzter Abend in Bandiagara.

Die Welt von Bandiagara hatte sich um einen Tag weiterentwickelt.

Über Moptis Lehm-Moschee stand der Vollmond, als wir nach stundenlangem Warten von der Buschtaxi-Station am Ufer des Bani abfuhren.

Wir waren neun Passagiere, eng eingeklemt im ziemlich altersschwachen Peugeot 404, auf der Reise nach Bobo-Dioulasso. Ein ivorischer Spediteur mit seinem Commis hoffte dort morgen den Nachmittagszug nach Abidjan zu erreichen; die fünf halbwüchsigen Malier auf Arbeitssuche wollten weiter nach Wagadugu.

Am Ausgang von Mopti erwartete uns die erste Polizeisperre, und in Sévaré die zweite, und andere folgten. Die Flics überprüften die Papiere und inspizierten den Kofferraum und nahmen den Fahrer beiseite, um lange auf ihn einzureden, und wenn er zurückkam und den Motor anließ, sagte er immer nur das eine: „Kanaillen.“

„Was für ein Land“, sagte der Ivorer. „Bei uns in der Elfenbeinküste gibt's nie Polizeikontrollen. Wir sind

Um eins waren wir an Malis Grenze. Wir stiegen aus und gingen hinüber zum Gendarmen, der neben dem Feuer auf seinem Feldbett lag und die Papiere entgegennahm. Der Toubab interessierte ihn nicht, auch der Ivorer schien ihm wohl unantastbar. Er beanstandete die Impfausweise der fünf Malier und verlangte von jedem 500 Mali-Franc.

Danach standen wir eine ganze Weile und kamen nicht weiter. Der Polyp forderte sein Wegegeld, die Jungen hatten es nicht. Schließlich, da nichts zu holen war, ließ er uns passieren.

„Kanaillen“, sagte der Fahrer.

„Böse Typen“, sagte der Ivorer.

„Die schlimmsten Typen, die es gibt“, sagten die Jungen.

Halb drei erreichten wir den Schlagbaum der Republik Obervolta. Er machte erst um sieben auf, und so legten wir uns vor den Hütten schlafen, wo schon all die anderen Reisenden nächtigten, und es wurde immer kälter gegen Morgen zu, doch die Mücken waren trotzdem da.



US-Entwicklungshelfer in Mali: Sternenbanner im Herzen

Ich schlurft im trägen Trott der Malier die Hauptstraße entlang, die Lichter auf den Tischchen der Zigarett- und Streichholz- und Erdnußverkäufer wiesen mir den Weg. Durch die Dunkelheit raunten die langen Begrüßungs-Litaneien des „Wie geht's, geht's gut, was macht die Gesundheit, wie steht's mit der Familie, sind die Kinder wohl auf, hast du Frieden im Haus“.

Ein paar Jungen kurvten auf ihren Fahrrädern umher. Aus der Ferne, vom Freilicht-Kino her, klang es nach Kung Fu. In den Höfen bei den schwelenden Holzfeuern alberten noch die Gören, doch vor den Häusern breiteten die Alten schon ihre Schlafmatten aus für die Nacht.

ein gut entwickeltes Land. Sie müssen sich Abidjan ansehen, Monsieur. Abidjan, das ist fast schon wie Paris, très sophistiqué.“

Wir hielten zur Rast in einem Dorf voll schwarzer Schatten, die hinter ihren Ständen im Flackerlicht Kaffee und Minztee aussenkten und Schmalzgebackenes, Weißbrot und Hühnerschenkel feilboten.

In dieser Nacht stürzten die Temperaturen, und nach einer Weile wurde der Fahrtwind so ungemütlich, daß wir die Fenster hochkurbelten. „Übermorgen sind wir in Abidjan, raus aus der Wildnis“, sagte der Spediteur zu seinem Angestellten.

Durch die Länder Westafrikas treibt viel fahrendes Volk. So war das schon zu Beginn des Jahrhunderts, so ist es in diesen Zeiten der großen Unruhe erst recht. Die eifrigsten Wanderer aber kommen seit jeher aus Obervolta, insbesondere von seinem dichtbevölkerten Mossi-Plateau.

Zur kolonialen Epoche, etwa in den Jahren vor und nach dem Ersten Weltkrieg, zogen sie, auf der Flucht vor Hungersnot und Stammesfehden, oft auch zwangsrekrutiert, in ganzen Clans und Dorfgemeinschaften nach Süden zu den Kakaopflanzungen vor allem der Goldküste, die jetzt Ghana heißt.

Heute jedoch, da das einst so reiche Ghana selbst im Elend dahindarbt, zieht es die jungen Männer Obervoltas mit Macht ins gelobte Land des afrikanischen Wirtschaftswunders: Von den sechs Millionen Voltaern lebt zeitweilig mehr als eine Million jenseits der Grenzen, die meisten davon in der Elfenbeinküste — als Saisonarbeiter auf den Kakao-, Kaffee-, Bananen- und Ananasplantagen, als Eisenbahn- und Bauarbeiter, als Hoteldiener im strahlenden Klein-Manhattan Abidjan.

Denn kümmerlicher noch als in anderen Notstandsgebieten Afrikas ist das ländliche Dasein in Obervolta, dessen Bevölkerung sich zu über 90 Prozent durch Subsistenzwirtschaft nährt, von Sorghum und Hirse, von Mais, Reis, Yam, Erdnüssen, Bohnen. Die Böden sind karg, es fehlt an Wasser. Von den theoretisch bewässerungsfähigen Flächen werden nur sechs Prozent landwirtschaftlich genutzt.

Im ganzen Land haben, hauptsächlich in Wagadugu (200 000 Einwohner) und Bobo-Dioulasso (150 000 Einwohner), rund 45 000 Menschen Job und

Einkommen im „modernen Sektor“, der garantierte Mindestlohn beträgt 15 200 CFA-Franc gleich 135 Mark im Monat.

Obervolta ist eine Republik, in der die Menschenrechte und bürgerlichen Freiheiten geachtet werden, in der es keine übermäßige Korruption gibt und auch nie politische Gefangene gegeben hat. 1978 restaurierte General Sangoule Lamizana, seit zwölf Jahren an der Macht, die parlamentarische Demokratie; er wurde im November 1980 von der Armee gestürzt.

Doch Politik in dieser Gesellschaft der noch ziemlich intakten traditionellen Strukturen und bewährten Bindungen familiärer und dörflicher Solidarität ist ein Spiel nur für die Wenigen in der Stadt, für die europäisierten Regierungs-Eliten, für den geldverdienenden Mittelstand der Händler, Handwerker, Arbeiter, für die gewerkschaftlich or-



Traditionelle Kochstelle in Obervolta
Verpuffte Energie

ganisierten Lehrer, Krankenpfleger, Lkw- und Taxifahrer.

Außerhalb der Städte aber, auf den weiten Savannen, in den Rundhütten-Dörfern mit ihrer Einschulungsquote von 14 Prozent, verblaßt der mittellose Staat, der kaum etwas tun kann und noch weniger tut für die ländliche Entwicklung, zum völlig abstrakten Wesen; und konkret ist zuweilen nicht einmal mehr der Steuereinnahmer, denn wenn er naht, schlagen sich oft ganze Gemeinden in den Busch und bleiben dort unauffindbar, bis die Luft wieder rein ist.

* Entwicklungshelferin Rosemarie Kempers, Bundesentwicklungsminister Offergeld.



Siedlung in der Sahel-Zone: „Rettung,



**Moderner Kleinherd in Obervolta, Erfinderin*
Gehütetes Feuer**

Mit 350 Millionen Mark ist im Jahr 1980 Obervoltas Staatshaushalt ausgewiesen; damit bezahlt sich gerade so seine Administration. Auf zirka 400 Millionen Mark (Nahrungsmittel-Zuwendungen nicht gerechnet) summiert sich auch die globale Entwicklungshilfe aus Frankreich, der Bundesrepublik, den Niederlanden, den USA und der Schweiz, aus China und Kanada, von EG, Uno und Opec.

Sie schicken ihre Volontaires du Progrès und Peace-Corps-Brigaden, ihre Coopérants und GTZ-Experten, die Wasserbau- und Agraringenieure, die Forstwirte und Kfz-Mechaniker, die Sozialpädagoginnen und Krankenschwestern, damit dem Land geholfen werde — doch „die Verbesserungsmöglichkeiten“, so sagte Peter Molt vom United Nations Development Programme (UNDP), seien eben „sehr begrenzt“: „Obervolta ist auf



wenn jeder einen Baum pflanzt“

Grund seiner klimatischen Bedingungen nur graduell entwicklungsfähig.“

Und es ist ja nicht nur das Klima. „Man kommt hier in Dörfer“, so meldete ein Arzt des Deutschen Entwicklungsdienstes (DED) seiner Berliner Zentrale, „in denen an die 50 Prozent der Kinder schwer unterernährt sind. Zwei Epidemien von Meningitis und Masern haben dieses Frühjahr wieder unglaublich viele von ihnen sterben lassen. Es gibt Dörfer, die haben seit über zehn Jahren keine Impfung gesehen. Die Bilharziose breitet sich aus. In vom Guinea-Wurm befallenen Gegenden kriechen den Leuten auch dieses Jahr die Tierchen aus allen Löchern. Seinen gesundheitsdienstlichen Verpflichtungen kann der Staat Obervolta nicht nachkommen.“

Die jungen Voltaer wandern den Plagen ihrer Heimat davon. In der Elfenbeinküste kann man Geld verdienen. Und wenn sie zurückkommen, stehen sie am Zentralmarkt von Waga für sie schon bereit, diese schier unüberschaubaren Moped-Kolonnen von Ya-

mahas, Kawasakis, Suzukis, Hondas und Mobylettes, zu 1000 Mark das Stück, ein teurer Spaß. Doch ein Volta-er muß immer mobil sein.

Sie kommen aus einem Umkreis von nun schon 100 Kilometern und mehr, und auf Eselskarren und Fahrrädern, auf Pickups und in Kofferräumen transportieren sie es heran: das teure Holz für Wagadugu.

Tag für Tag werden in Obervoltas Hauptstadt 400 Tonnen Holz verfeuert. Bis zu 40 Prozent seines Einkommens, soweit er überhaupt eines hat, gibt ein Familienvater fürs Brennmaterial aus, damit die zwölf daheim ihre warme Mahlzeit bekommen.

„Die Energiekrise in der Dritten Welt ist ja noch viel schlimmer als die der Industriestaaten“, sagte der Forstwissenschaftler Peter Weinstabel von der GTZ. „Das gilt fürs Erdöl, das gilt fürs Holz. Schon heute ist es in Obervolta so, daß das, was im Topf kocht, viel billiger ist als das, was drunter brennt. Und wenn wir nicht schleunigst etwas dagegen tun, wird es hier vielleicht im Jahr 2000 so aussehen, daß die Leute sich zwar noch halbwegs ernähren können, aber kein warmes Essen mehr haben.“

Es war morgens. Aus den Supermärkten, wo die Franzosen und Libanesen Kasse machten, kamen die Hausfrauen mit ihren Huckepack-Babys und den Baguettes unterm Arm. Im „Cinéma Oubritenga“ wurde „Disco-Fieber“ gezeigt. Kleine Jungen führten blinde Männer an der Hand. Wir fuhren über den Platz der Vereinten Nationen und vorbei an den Schulen, den Kasernen und dem Hospital-Komplex, ließen den Bois de Boulogne hinter uns und roll-

ten auf der N 4 durchs öde Land Richtung Osten.

„Wir müssen das in den Griff kriegen“, sagte Weinstabel. „Wir müssen den Leuten zum Beispiel beibringen, Energie zu sparen. Bei diesen traditionellen Kochstellen mit dem Topf auf drei Steinen verpufft das Feuer zu schnell, man muß es mehr ausnutzen. Eine ehemalige Entwicklungshelferin vom DED hat jetzt einen Ofen entwickelt, eine geschlossene Kochstelle, ganz billig, den Verhältnissen angepaßt. Man spart dabei 50 Prozent Holz, außerdem bekommt die Frau keine Augenentzündungen mehr durch den beißenden Rauch.“

Der Staatswald, der mehr einer halbwüchsigen Schonung glich, lag etwa 20 Kilometer vor der Stadt. Zur Regenzeit 1975 hatte Weinstabel hier zum erstenmal gepflanzt: Wir stiegen aus und stolperten über den Lateritboden ins lichte Grün der Stangenhölzer von vier bis fünf, zuweilen auch acht Meter Höhe, und der Forstmann klärte auf über Eukalyptus, Neem und Cassia: Bis zu 5000 Hektar an solch schnell wachsenden Sorten vor allem wollte er anbauen — Baumarten, die man im Umtrieb von sieben bis acht Jahren nutzen konnte.

Sein Projekt mit einem Monatsbudget von 130 000 Mark, das die deutsche Entwicklungshilfe bestritt, war zugleich Beschäftigungsprogramm. „Wir sind der zweitgrößte Arbeitgeber in Obervolta, gleich nach der Zuckerfabrik, noch vor den zwei Brauereien. Wir haben über 1000 Arbeiter. Sie erhalten 60 Prozent ihres Lohns bar auf die Hand, der Rest wird in Naturalien ausbezahlt, aus den Nahrungsmittelüberschüssen der westlichen Welt: ein



Brennholz-Transport bei Wagadugu: Kein warmes Essen im Jahr 2000?

Sack Sorghum, eine US-Gallone Sojaöl, Fischkonserven.“

Es gab noch ein anderes Aufforstungsprojekt von 7000 Hektar am Weißen Volta, eine reine Eukalyptus-Plantage, von französischen Bankiers betrieben, „zu nicht sehr weichen Konditionen“: Obervolta mußte die Kredite nach fünf Jahren mit vier Prozent verzinsen.

„Insgesamt“, sagte Weinstabel, „sind zur Zeit 15 000 Hektar Aufforstung finanziert. 1982/83 können wir damit 40 Prozent des Holzbedarfs von Wagadugu decken. Mit unserer staatlichen Holzvermarktung pfuschen wir zugleich den Händlern ins Geschäft, die das Holz zur Trockenzeit künstlich verknappten, weil es in den Regenmonaten, wenn die Transportwege lahmgelegt sind, mehr bringt. Man sieht also Land.“

Wir traten aus dem Waldgeraschel und spazierten über die weite Lichtung an Weinstabels Baumschulen entlang. Die Eukalypten, die fast birkenhell herüberleuchteten, erinnerten ein bißchen an die Lüneburger Heide.

„Allerdings, aufforsten nach ökonomischen Gesichtspunkten um die großen Siedlungseinheiten herum, das allein kann das Problem noch lange nicht lösen“, sagte der GTZ-Mann. „Der Bedarf an Brennholz wird ja bei 2,8 Prozent Bevölkerungswachstum ständig größer. Wir müssen den Heizwert des Holzes besser nutzen. Wir müssen andere Energiequellen erschließen, angepaßte Technologien für die ländliche Familie, die weitaus praktikabler sind als die Biogas-Anlagen und kleinen Sonnenkollektoren aus Aluminium, mit denen man zur Zeit experimentiert.“

„Was wir vor allem brauchen, wenn wir aus dem Dilemma rauswollen, ist die große integrierte Landreform. Wir



Blinder, Blindenführer in Obervolta: Larvenbrut in toten Augen

müssen weg von der extensiven und hin zur intensiven Landwirtschaft, so daß Flächen frei werden für die so dringend nötige Aufforstung überall im Land.

„Das Allerwichtigste aber: Wir müssen die Massen aufklären, sensibilisieren. Die Desertifikation südlich der Sahara breitet sich ja ringförmig um die Siedlungen aus. Dort wird in immer größeren Umkreisen das Holz geholt, dort wird allen Verboten zum Trotz der Busch abgebrannt. Die Winderosion ist nicht zu unterschätzen hier.“

„Hier müssen wir ansetzen: Jeder Mensch im Dorf pflanzt einen Baum, jedes Dorf pflanzt einen Hektar Wald an pro Jahr. Und wenn dann jedes Dorf zehn Hektar gepflanzt hat, ist Obervolta gerettet, zum Teil.“

Die Mittagssonne strahlte, es wurde Zeit zur Siesta. Wir gingen zum klimatisierten Wagen und machten uns auf die Rückfahrt in die Stadt. Am Straßenrand treckten die ersten Eselskarren des Tags, vollgepackt mit Knüppelholz, und die Kinder an den Zügeln winkten uns zu. Sie waren zwei, drei Tage unterwegs gewesen mit ihrer kostbaren Fracht.

Seit undenkbaren Zeiten war das nun schon so. Da wanderten sie mit Sack und Pack über die Savannen hinab zu den Tälern des Schwarzen und Roten und Weißen Volta und siedelten auf dem fruchtbaren Land, wo Yam und Hirse aufs beste gediehen.

Doch auf dem Land lag ein Fluch. Mit den Jahren erblindeten die Menschen. Ganze Familien, Sippen, Dorfgemeinschaften wurden von der Krankheit heimgesucht. Und sie flohen davon und kehrten zurück in die wasserlose Ödnis der kargen Böden und unsicheren Ernten — bis dann, nach einer Generation, alles vergessen war und sie erneut aufbrachen und sich niederließen im grünen Tal der schwarzen Mücke, bis zum nächsten Exodus.

Die Bilharziose kommt aus stillen Gewässern. Die Onchozerkose, auch Flußblindheit genannt, braucht, um zu entstehen, viel Sauerstoff, viel Strömung, kleine Wasser-

* Bei der Baumwollerte.



Neuansiedler im Volta-Becken*: Rückkehr ins Tal der Heimsuchung



Onchozerkose-Bekämpfung im Volta-Becken: Kommt die Mücke zurück?

fälle etwa. Denn dort brütet die winzige Kriebelmücke *Simulium damnosum*.

Ein Mensch, der ständig den Stichen der *Simulia*-Mücke ausgesetzt ist, wird infiziert vom Fadenwurm *Onchocerca volvulus*. Der Wurm, bei einer Lebensdauer von zirka 15 Jahren, bildet oft sichtbare Knötchen, Beulen, Schwellungen etwa an den Gelenken, auf dem Rücken, an den Hüften und am Gesäß. Er legt unzählige Larven ab, die, wenn sie nicht tiefer in den Organismus eindringen, in der Haut nisten. Diese Mikrofilarien können den Urintrakt und andere Organe schädigen und, wenn sie die Augen erreichen, vermindertes Sehvermögen und schließlich Blindheit hervorrufen.

Die Onchozerkose ist weit verbreitet in den tropischen Zonen Afrikas und Zentralamerikas. In den Savannen des Volta-Beckens sind über eine Million Menschen vom Oncho-Wurm infiziert, mehr als 100 000 sind blind. An den Flüssen liegen Tausende von Hektar guten Agrarlandes ungenutzt; in Hunderten verlassenener, zerfallener Dörfer wuchert unter den Schwärmen der schwarzen Mücken der Busch.

Inzwischen jedoch sind Nord und Süd in vorbildlicher Solidarität zum

Kampf angetreten. Finanziell unterstützt von den Industrienationen und Opec-Ländern führen seit 1974, mit Hauptquartier in Wagadugu, UNDP und Weltbank, die Uno-Ernährungs- und Landwirtschaftsorganisation WHO gemeinsam mit den sieben westafrikanischen Staaten Benin, Elfenbeinküste, Ghana, Mali, Niger, Togo und Obervolta einen gigantischen Vernichtungsfeldzug gegen die kleine Mücke in den Niederungen des Volta und seiner Zuflüsse.

Das Operationsgebiet umfaßt 765 000 Quadratkilometer, eine Fläche dreimal so groß wie die der Bundesrepublik. In Anbetracht der langen Lebensdauer des Parasiten wurde die Kampagne auf 20 Jahre angelegt. Die Gesamtkosten, ursprünglich auf 120 Millionen Dollar veranschlagt, sind mittlerweile gewaltig gestiegen: Die Finanzierung des Programms bis zum Ende der zweiten Projekt-Phase 1985 erfordert nach gegenwärtigen Schätzungen schon 160 Millionen Dollar.

Es ist ein teurer Krieg der begrenzten Strategien. Eine Behandlung der Onchozerkose-Opfer mit den zur Zeit verfügbaren Medikamenten ist kompliziert, gefährlich, nur unter permanenter ärztlicher Aufsicht möglich und als

Massentherapie in Landstrichen ohne hinreichenden Gesundheitsdienst folglich ausgeschlossen. Auch gegen die *Simulia* selbst, bei ihrem Flugradius von 150 Kilometern, gibt es kein Mittel.

So bleiben als einzig erreichbare Angriffsziele die Brutstätten; und allwöchentlich starten von Bobo-Dioulasso und Tamale die Flugzeuge und Helikopter des Oncho-Programms, um über den Strömungen, Wasserwirbeln und kleinen Katarakten der Flüsse ihr phosphororganisches Insektizid Abate abzuwerfen — ein US-Produkt aus der E-605-Reihe, von dem, wie des Abends beim Scotch die Skeptiker tadeln, der Liter kaum billiger sei als die Flasche Whisky.

Wie kostspielig aber auch immer: Abate wirkt. Abate, so versicherten in Wagadugu die Entomologen und Agronomen, die Parasitologen, Epidemiologen und Mediziner von Oncho, wirke wahrhaft ideal, nämlich absolut tödlich auf die *Simulia*-Eier, im übrigen jedoch durchaus umweltfreundlich und nur geringfügig toxisch auf Mensch und Tier: „Das Insektizid hat keinen Effekt auf die Ufervegetation. Natürlich kann die Wasserflora geschädigt werden. Für ein Absinken des Fischbestands gibt es bisher keinerlei Hinweis. Allerdings wären hier katastrophale Auswirkungen auch erst nach etwa zehn Jahren zu erkennen.“

„Wir operieren sehr vorsichtig“, sagte Marc Bazin von WHO. „Unsere Arbeit wird ständig überwacht durch ein ökologisches Gremium internationaler Wissenschaftler, und diese Leute erklären uns immer wieder: alles sicher, weitermachen.“

Marc Bazin, der Mann aus Haiti, seit 1976 Direktor des Oncho-Programms, gab sich „außerordentlich zufrieden“: Mehr als 18 000 Flußkilometer wurden per Flugzeug und Helikopter unablässig kontrolliert und, wo erforderlich, chemisch bombardiert. In zirka drei Vierteln des Projektgebiets war die Übertragung der Krankheit unterbrochen. Jetzt kam es nur darauf an, daß sie auch unterbrochen blieb, daß weitere Fortschritte erzielt wurden — bis zur völligen Sicherheit der vielen tausend Familien, die allein der Staat Obervolta, notfalls unter Zwang, nun bereits seit Jahren in die Täler umsiedelte.

Und wenn die Mücke zurückkam? Wenn sie ihr Brutverhalten änderte? Wenn ihre Larven Resistenzen gegen das Insektizid entwickelten?

Doch Marc Bazin beteuerte seine Zuversicht. Der große Krieg gegen die kleine Kriebelmücke mußte und würde gewonnen werden, egal um welchen Preis. So sagte er, und ich dachte: Endlich mal ein Optimist.

Im nächsten Heft

Ghanas schwarzer Stern — Ein Held des Volkes — Abidjan, Wunder der Lagune — Die große Illusion